

Der Mindener Dichter Max Bruns

WEG UND WERK EINES BEGNADETEN KÜNSTLERS

Max Bruns und seine Leser

Besinnen wir uns auf das Wort Hölderlins: „Was aber bleibet, stiften die Dichter.“ Daß Völker und Zeiten von späteren Geschlechtern gemessen werden an ihrer Kunst und Kultur, machen sich nur wenige ganz bewußt. Die Dichter werden zur Stimme der Völker und Landschaften, sie geben dem Erleben der anderen, die stumm bleiben, Ausdruck. Sie schaffen einprägsame Sinnbilder, die oft genug die Sprache übernimmt. Ohne es zu ahnen, denken und fühlen wir in Bildern längst verstorbener Dichter, sprechen wir die von ihnen geformten Worte.

Doch was dann, wenn wertvolle, reiche Dichtung weithin unbekannt bleibt, Dichtung, die einem ganzen Lande Stimme geben könnte, die es verdiente, in dankbaren Herzen eine Heimstatt zu finden? Dann wäre es unsere Pflicht, diese Dichtung bekanntzumachen, damit nicht edles Dichterwort ungehört verhallt. In Büchern eingeschlossen, unerlöst, wartet das Werk von Max Bruns, der nächst der Droste als der bedeutendste Lyriker Westfalens angesehen werden muß, auf seine Leser. Was mag die Ursache sein, daß seine gehaltvollen Dichtungen unbekannt blieben? Vielleicht geschah dies, weil der Dichter die Einsamkeit liebte und abseits blieb vom großen literarischen Betrieb, weil er sein Werk, das zumeist im eigenen Verlag erschien und dadurch schon gehemmt war, nicht durch eigene Vorträge und Dichterlesungen bekanntmachen wollte. Er selbst begründet sein Verhalten in einem Brief: „lassen Sie mich nun zurücktauchen in ein Schweigen, mit dem ich nicht besagen will, daß auch andere von mir und meinem Schaffen schweigen sollten. Vielleicht haben Sie recht: vielleicht sollten andere davon reden und zeugen, — ich selbst aber kann und will und mag es nicht: Mein ist lediglich das Schaffen, — das so sehr viel Sammlung erfordert. So reift das Korn auf dem Halm und die Frucht am Baume: in langer Ruhe, offen nur den großen Gewalten des Himmels, genährt aus der dunklen Tiefe ihres Erdreiches.“

Also er wollte durchaus, daß andere von seinem Werke redeten und zeugten, und angesichts der Bedeutung seines Schaffens ist dies eine bindende Verpflichtung für jeden, der in den Bannkreis seiner Dichtung gerät. Denn was dieser Dichter ganz allgemein vom lyrischen Schöpferum zu sagen hat, gilt Wort um Wort für ihn selbst. Ihm war „die Fackel der Phantasie in Geist und Herzen entzündet“, ihm war gegeben, „zu lohen wie

vulkanische Glut und dann wieder im Worte zu erstarren wie die Glockenspeise in der Form“. Ein ganzer Kosmos drängte sich zu seinen gestaltenden Fäusten, und er besaß die Kraft, „wuchtig zu ergreifen und zu kneten und dann wieder behutsam zu erhaschen und hauchzarte Gebilde zu schaffen, je nach Art und Wesen dieses Stückchens Welt.“ „Die Welt zu spiegeln in aller Lust und aller Schwere, in aller Zartheit und in aller Größe“ das war sein dichterisches Ziel. Er wußte um das Geheimnis: „im Wechselspiel der Konsonanten und Vokale liegen unendliche künstlerische Möglichkeiten verborgen.“ In verbissenem Schöpferstum suchte er sie ans Licht zu fördern. In Max Bruns lebte ein „Geist, den keine Fessel engte, der aller Räume Schranken niederriß“.

Ein Leben im Dienste des Wortes

Das äußerlich stille Leben allerdings floß in Einsamkeit und asketischem Opfer für das Werk dahin. Dies Leben ließ die Gluten nicht ahnen, die dem Dichter immer neue Schaffensantriebe gaben. Schwächere Charaktere wären durch solche Anlagen zerstört und zersprengt worden; er hatte seine leidenschaftliche, feurige Natur gebändigt und gezähmt, „bis sich der Kraft die Milde spät vermählte“.

Max Bruns wurde am 13. Juli 1876 als Sohn des Mindener Verlegers Gustav Bruns geboren. Er verbrachte seine Jugend in Minden und besuchte dort das altsprachliche Gymnasium bis zur Obersekundareife. Danach verließ er für kurze Zeit die Heimatstadt, um sich in Hannover auf Wunsch des Vaters zum Buchdrucker auszubilden, wenn er auch selbst gern Musiker geworden wäre; er komponierte, spielte Geige und Klavier. Was ihn in seiner Jugend formte und beeinflusste: Natur, Geschichte, Menschenart und Sitte, Musik, Reiten und über allem die Dichtung, in die er selbst schaffend immer mehr hineinwuchs, alles das hat er in seinem Gedicht „Der Erzieher“ dankbar geschildert.

Nach Abschluß seiner Lehrzeit übernahm er die Verlagsabteilung im väterlichen Unternehmen; seine natürlichen Neigungen zogen ihn dorthin. Der vom Großvater Johann Christian Conrad Bruns im Jahre 1834 gegründeten Buchdruckerei war im Jahre 1880 durch den Vater Gustav Bruns dieser Verlag angeschlossen worden, der sich bereits in seinen Anfängen dem Werke Richard Wagners mit zwei Veröffentlichungen widmete. Die Herausgabe literarischer Zeitschriften, vor allem der „Gesellschaft“, der herrschenden kritischen Zeitschrift des Naturalismus, machte den Verlag bekannt, der Werke von Johannes Schlaf, Karl Henckell und dann später, sich den Wandlungen der literarischen Strömungen anpassend, Gedichte von Dauthendey und Alfred Mombert herausgab. Besondere Anerkennung erwarb sich dieser rührige Verlag durch den Druck bedeutender Werke der Weltliteratur. Es erschienen u. a. Dichtungen, z. T. sogar autorisierte Gesamtausgaben, von Dostojewski, Edgar Allan Poe, Oskar Wilde, H. G. Wells, Flaubert, Baudelaire und André Gide. Besonders die sechsbändige

Poe-Ausgabe, das in zehn Bänden verlegte Werk Flauberts und die Herausgabe einer mehrbändigen eigenen Baudelaire-Übersetzung mit kritischen Anmerkungen waren außerordentliche Leistungen. „Vor allem ist es das Verdienst von Max Bruns durch seine fünfbändige Ausgabe der Dichtungen Baudelaire's in Vers und Prosa, der ästhetischen Aufsätze über Literatur und Kunst, der Tagebücher und Briefe (1901–1907), den Dichter überhaupt einmal aus einer Atmosphäre der Anrüchigkeit herausgehoben zu haben, in die er durch eine große Anzahl schwüler und falsch akzentuierter Übersetzungen geraten war. Diese Ausgabe zeigte das ganze Ausmaß der schriftstellerischen Leistung Baudelaire's und dadurch die Spannweite seiner Persönlichkeit überhaupt“, schrieb die literarische Monatsschrift „Welt und Wort“ in ihrem Februarheft 1950. Und im Hinblick auf diese vielseitige verlegerische Arbeit von Max Bruns, die er in der Stille seiner westfälischen Heimatstadt leistete, äußerte Berlins kritische Zeitschrift „Das Tagebuch“ einmal: „Minden kann größer sein als Berlin!“

Im Verlagsprogramm war auch die Heimat nicht vergessen worden. Die Ausgaben der westfälischen Sagen, dann lyrische und epische Auswahlbände, z. B. „Deutsche Meistererzähler“, sind in breitere Kreise gedrungen. Bald nach seiner Rückkehr aus Hannover, in den ersten Jahren seiner Verlegertätigkeit, hatte Max Bruns dann geheiratet. 1899 verband er sich mit Margarete Bruns geb. Sieckmann aus Minden, die als gleichgestimmte Gefährtin später zusammen mit ihm die Dichtungen Baudelaire's übersetzte. Sie selbst hat auch Gedichte, Erzählungen und Märchen veröffentlicht. Vom Jahre 1908 an leitete Max Bruns, nach dem Tode seines Vaters und des älteren Bruders, den gesamten Betrieb: Buchdruckerei, Verlag und die Herausgabe des Mindener Tageblattes mit großer Tatkraft und viel praktischem Sinn. Naturgemäß haben ihn die beruflichen Aufgaben zeitweise stark abgezogen von seinen künstlerischen Neigungen. Im Laufe der Zeit trat auch seine musikalische Betätigung hinter dem sich immer mehr entfaltenden Dichtertum zurück. Um sich bei den Anforderungen des Berufes ganz auf sein Werk zu konzentrieren, entzog er sich mehr und mehr der Öffentlichkeit. Doch durch seine Musik- und Theaterkritiken, auch durch seine Buchbesprechungen – die er für sein „Mindener Tageblatt“ schrieb – wirkte er wiederum in die Öffentlichkeit hinein. In entschiedenem Gegensatz zum NS-System verfaßte er in seinen letzten Lebensjahren eine – leider bei der Besetzung seines Hauses durch Besatzungstruppen verlorengegangene – Abhandlung über Nietzsche, der von den Machthabern einseitig als Vorläufer des Nationalsozialismus ausgedeutet wurde.

Größere Reisen hatte der Dichter nicht unternommen, so sehr auch einige seiner Gedichte nach afrikanischen und orientalischen Motiven dies nahelegen scheinen. Im Sommer fuhr er gern an die Ostsee. Und so oft er irgend konnte, unternahm er große Spaziergänge in die Portaberge, denn er liebte seine Heimat sehr. Was er ihr verdankt, hat er mehrfach in seinen Versen ausgesprochen. Es folgen hier wenigstens die ersten vier Strophen der großen Ode „An die Heimat“, eines herrlichen Lobgesanges auf das Mindener Land mit Berg und Weser, Weiden und Feldern.

An die Heimat

Westfalen! Heimat! Mutter und Hüterin!
Aus deinen Banden rang sich der Dichter los,
der phantasiegenährten, kühnen,
weltenumspannenden Reise fröhnend;
daß nicht zu dicht dein Griff ihn umkralle, da
der Erdkreis breit mit bunter Schönheit lockt
und über rätselvollen Landen
goldnere Sterne im Blauen kreisen.
Denn nicht im Engen mag sich des Mannes Geist,
im Kargen nicht verlieren; er schichtet gern
die reifen Früchte ferner Breiten
hoch in des Herzens geräumige Scheuern.
Und doch: Zu dir nun zwingt es das Herz ihm heim,
von deinen Höhn die Fluren hinabzuschauen,
wenn in dem fruchtgewillten Boden
drunten der Bauer die Pflugschar wendet;

So sehr seine Phantasie ihn aus der Heimat entführte — denn er ist ja nicht etwa ein Heimatdichter im engeren Sinne — so kehrte er doch immer wieder zu ihr zurück, von der er ausging. Er dankte der Heimat vor allem, daß sie mitgeholfen hatte, den sinnend verträumten Knaben und leidenschaftlichen Mann aus dämonischen Gefahren dennoch zur Klarheit zu führen. Wer seine Dichtungen kennt, weiß: er hat die Gefahren des Dämonischen zutiefst erlebt, ist ihnen aber nicht erlegen. Das bodenständig Westfälische in seinem Blut, eine starke Religiosität und die Sehnsucht nach dem „Hohen, Hellen, Heilen“ haben ihn geschützt.

Am 10. Mai 1945 aber brach das schwere Schicksal, das er oft schon beklemmend gespenstisch geschildert hatte, grauenhaft gewalttätig in sein eigenes Leben ein. Auf dem Wege zu seinem Betrieb wurde der Dichter von plündernden Fremdarbeitern überfallen und niedergeschlagen. Der Schwerverletzte hat noch 2 Monate im Krankenhaus gelebt. Diese Zeit nützte er, um noch einmal Homer, die Nibelungen, Shakespeare, Gerhart Hauptmann und Lyrik von Eichendorff, Mörike und Goethe zu lesen. Sein letztes eigenes Gedicht, spät am Abend im Krankenhaus einige Wochen vor seinem Tode (23. Juli 1945) geschrieben, lautet in reifer Abgeklärtheit:

Letztes Gebet

Nun komm, du milde Mutter Nacht,
mit Wundern und mit Sternen:
Ich hab zuviel an mich gedacht;
ich möchte mich verlernen.
Es kann, wenn all mein Sein versinkt,
das Ewige nicht vergehen.

An die Heimat

Westfalen! Heimat! Mutter und Hüterin!
Aus deinen Banden rang sich der Dichter los,
der phantasiegenährten, kühnen,
weltenumspannenden Reise fröhnend;
daß nicht zu dicht dein Griff ihn umkralle, da
der Erdkreis breit mit buntester Schönheit lockt
und über rätselvollen Landen
goldnere Sterne im Blauen kreisen.
Denn nicht im Engen mag sich des Mannes Geist,
im Kargen nicht verlieren; er schichtet gern
die reifen Früchte ferner Breiten
hoch in des Herzens geräumige Scheuern.
Und doch: Zu dir nun zwingt es das Herz ihm heim,
von deinen Höhn die Fluren hinabzuschauen,
wenn in dem fruchtgewillten Boden
drunten der Bauer die Pflugschar wendet;

So sehr seine Phantasie ihn aus der Heimat entführte — denn er ist ja nicht etwa ein Heimatdichter im engeren Sinne — so kehrte er doch immer wieder zu ihr zurück, von der er ausging. Er dankte der Heimat vor allem, daß sie mitgeholfen hatte, den sinnend verträumten Knaben und leidenschaftlichen Mann aus dämonischen Gefahren dennoch zur Klarheit zu führen. Wer seine Dichtungen kennt, weiß: er hat die Gefahren des Dämonischen zutiefst erlebt, ist ihnen aber nicht erlegen. Das bodenständig Westfälische in seinem Blut, eine starke Religiosität und die Sehnsucht nach dem „Hohen, Hellen, Heilen“ haben ihn geschützt.

Am 10. Mai 1945 aber brach das schwere Schicksal, das er oft schon beklemmend gespenstisch geschildert hatte, grauenhaft gewalttätig in sein eigenes Leben ein. Auf dem Wege zu seinem Betrieb wurde der Dichter von plündernden Fremdarbeitern überfallen und niedergeschlagen. Der Schwerverletzte hat noch 2 Monate im Krankenhaus gelebt. Diese Zeit nützte er, um noch einmal Homer, die Nibelungen, Shakespeare, Gerhart Hauptmann und Lyrik von Eichendorff, Mörike und Goethe zu lesen. Sein letztes eigenes Gedicht, spät am Abend im Krankenhaus einige Wochen vor seinem Tode (23. Juli 1945) geschrieben, lautet in reifer Abgeklärtheit:

Letztes Gebet

Nun komm, du milde Mutter Nacht,
mit Wundern und mit Sternen:
Ich hab zuviel an mich gedacht;
ich möchte mich verlernen.
Es kann, wenn all mein Sein versinkt,
das Ewige nicht vergehen.

In dem, was deine Tiefe trinkt,
möcht still ich auferstehen. —
Der über Wunsch und Wundern wacht,
Urewiger, hab auch meiner acht. —

Das dichterische Werk

Die Prosa

Wenden wir uns nun dem dichterischen Werk zu. Bruns ist vor allem Lyriker. Doch auch in der Prosa kommt sein starkes Künstlertum zum Ausdruck. Dies gilt besonders für die Darstellung der Sintflut in einer packenden Erzählung. Dagegen „Feuer“, die Geschichte eines Verbrechens — ein bereits im Jahre 1912 erschienener Roman —, hat noch große Schwächen. Vor allem die unwirkliche konstruierte Handlung zwischen kranken, nervös verfeinerten Charakteren hat gewiß manchen Leser ferngehalten. Zwei vereinsamte Menschen, der Bibliothekar Konrad Falke und seine Frau Anna, leben glücklos, unbefriedigt nebeneinanderher. Der Mann, ein frühgealterter Grübler, verzehrt sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Die Frau, als Künstlerin hochbegabt, ist voller krankhafter, unerfüllter Sehnsucht. In diese zerstörte Ehe bricht nun Hartmann ein, der Weitgereiste: groß, hager, mit dunkler, verwitterter Haut. Er besucht seinen Jugendfreund Konrad. Gemeinsam hatten sie früher okkultistische Studien getrieben. Der gutmütige, jedoch schwache und kraftlose Konrad war jeweils das Medium Hartmanns. Der Bibliotheksgehilfe Wenzel Wittig, ein verbrecherischer Knabe, wird zum Werkzeug Hartmanns und zündet das alte Kloster an. Hartmann selbst, eine ästhetisierende Bestie, voll nackter Lebensgier, gleich Anna ohne Gewissen, zwingt den somnambulen, von ihm abhängigen Konrad, zum Selbstmord. In der Darstellung des Klosterbrandes gelingt dem Dichter zwar eine packend unheimliche Szene. Das Thema „Feuer“ hat Max Bruns mit staunenswerter Beharrlichkeit im Handlungsablauf wie in den Gesprächen und Gefühlen der Gestalten des Romans in immer neuen Formen variiert.

Im Gegensatz zu diesem Roman kann man der im Jahre 1919 erschienenen Erzählung „Die Arche“ voll zustimmen. Mit visionärer Kraft schildert der Dichter in einfachen, großen Linien und in der Sprache des Alten Testaments das Leben Noahs und seiner Familie in den Tagen und Nächten der Flut, der Vernichtung und des Traumes. In den Monaten der Einsamkeit und schweren Weltverlassenheit in der Arche schien ihre Lebensfreudigkeit und sogar ihr Lebenswille gebrochen zu sein, nachdem sie den entsetzlichen Untergang alles Lebens außerhalb der Arche miterlebt hatten. Das Zusammenleben mit den Tieren drohte allmählich zu völliger Vernachlässigung, ja zur Entmenschlichung zu führen („wir leben in der Verstoßenheit mit einer Herde dumpfen Getiers“). Da gehen die Träume zurück in das alte

Haus, das alte Leben, das nun versunken war. Und die Träume gehen voraus in die Zukunft, in das neue Leben auf der geliebten Erde. Ham fragte: „Ist Leben das Höchste?“ Der Alte erstaunte und erwiderte: „Es ist das Höchste: Leben in der Gnade des Herrn – Leben im Licht – Leben in der Erlösung!“ „Die Charaktere der Männer und Frauen wurden kraftvoll herausgearbeitet. Urtypen des Menschen sind dem Dichter in diesem Werke gelungen.

Merkwürdig und doch bezeichnend für Max Bruns ist der Gegensatz der Themenwahl in den beiden Romanen: Feuer und Wasser, Feuer der Leidenschaft und Wasser der Sintflut. Solch gegensätzliche Kräfte der Natur, leidenschaftliche Glut und kühle Formkraft, hatte er selbst in seinem Inneren zu bändigen und auszugleichen; aus den Spannungen wuchs sein Werk empor.

Den Übergang zur Lyrik bilden die beiden größeren Versdichtungen „Das Fest der Sonne“, eine Sommervision, und „Das Fest der Lemuren“, eine Tragi-Groteske. Besonders in dem zweiten Werk wird man sich der natürlichen Begabung des Dichters stark bewußt. In fließenden Versen, in Distichen, wird mit viel Humor und doch voll leiser Trauer die Sehnsucht der Lemuren zum Leben, zur Schönheit der Erde geschildert. Voll gelungen ist auch die Dichtung in Blankversen „Totenmesse für ein Kind“. In natürlich schöner Sprache ringt der Dichter angesichts des Todes einer Verwandten, eines 16jährigen Mädchens (Hilde Thomas), um den Sinn des Lebens und des Sterbens:

Des Todes tiefster Sinn ist ewig Leben;
der Sinn des Sterbens ist Unsterblichkeit,
und aller Dinge Ziel ist Läuterung,
ist leise Wandlung zur Vollkommenheit,
zu Schönheit, Reinheit, Heiterkeit und Frieden.

Die Gedichtsammlungen

Im Mittelpunkt seines Schaffens stehen die vielen Gedichte, die ihm gelangen. Bereits 1897 erschienen seine ersten Verse. 1908 werden die wertvolleren der bis dahin erschienenen Gedichte zusammengefaßt unter dem Titel „Die Gedichte“. Entgegen den zeitgenössischen Beurteilungen in der Presse und Literaturkritik hat der heutige Leser bei fast allen dieser Verse bis zum Jahre 1908 den Eindruck: das konnten andere auch, ähnliche Gedichte liegen in vielen Schubladen. Viele dieser Arbeiten sind ja auch ganz offen von Bruns als Versuche und Übungen nach Mallarmé und Verlaine, Baudelaire und Rimbaud bezeichnet worden. Doch dann finden sich in den späteren Gedichtsammlungen ganz andere selbständige Leistungen. Die Abhängigkeit von ausländischen Vorlagen, auch von Dehmel, George und Rilke, wird mehr und mehr abgestreift. Max Bruns schafft mit ungewöhnlicher, geradezu bohrender Eindringlichkeit und künstlerischer Besessenheit sein eigenes Werk. 1916 erschienen „Die Lieder des Abends“, 1919 die „Nachtsonette“, 1925 der „Garten der Ghaselen“. 1926 die „Selige



MAX BRUNS.
geboren 13. Juli 1876 – gestorben 23. Juli 1945
zu Minden in Westfalen

Reise“, ein Terzinenkreis durch Raum und Zeit und 1936 als letzter gedruckter Gedichtband „Durchwallte Welten“.

Bereits die Titel der Werke sind in dreifacher Hinsicht kennzeichnend. Es wird deutlich, zu welch großartig weiter Umschau sich das lyrische Werk des Dichters in den „Durchwallten Welten“ und der „Seligen Reise“ durch Raum und Zeit erhebt. Die Titel zeigen ferner die Vorliebe für große, unter einem Leitgedanken stehende, zyklenartig geformte Dichtungen. Schließlich geben sie eine Ahnung von den Formen, die der Dichter meisterte: Sonette, Terzinen und Ghaselen (hinzu kommen noch die Oden). Die vierzehnversige in Jamben geschriebene Kunstform des Sonetts ist ja ebenso vertraut wie die Terzine, eine Folge von dreizeiligen Strophen, die z. B. Dante in der Göttlichen Komödie angewandt hat. Weniger bekannt ist die arabisch-persische Form des Ghasels. Klassiker des Ghasels war der Perser Hafis. In Deutschland haben Goethe, Platen und Rückert Ghaselen geschaffen. Beim Ghasel wird der Reim des ersten Verspaares in sämtlichen geraden Versen durch das ganze Gedicht wiederholt. Eine so schnell folgende Wiederkehr des meist dreisilbigen, oft sogar viersilbigen Reims, wird manchem zunächst ungewohnt eintönig erscheinen. Es folge als Beispiel mit viersilbigem Reim das Ghasel:

Am Mühlbach

Der Kasten überm Rade häuft das Wasser,
und drüber spritzt und perlt und läuft das Wasser.
Behaglich neigt die weiße Kuh die Wamme,
von Sonne überflirt, und säuft das Wasser.
Dann trottet sie der Herde hinterdrein.
Von den gelabten Lefzen träuft das Wasser.

Der Nachlaß

Im Nachlaß findet sich, außer der Gedichtsammlung „Im Strahl des Jupiter“, noch ein großes Sonettenwerk um Pan und Eros, das dem Dichter sehr am Herzen lag. Beide, Pan und Eros, — Natur und Liebe — können geradezu als Brennpunkte im Schaffen des Dichters angesehen werden. Auch ein Zyklus von zwölf Prosa-Essays „Die großen Liebenden“ ist noch ungedruckt. Sappho, Goethe und Marianne, Bettina, Annette von Droste-Hülshoff und Clara Schumann seien als Themen genannt. Schließlich muß noch ein weiterer im Nachlaß befindlicher Zyklus erwähnt werden: „Ave Musica“, Oden zum Ruhme der deutschen Kunst. Zumeist je drei Oden sind gewidmet dem Dr. Martinus, Georg Friedrich Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Robert Schumann, Richard Wagner, Brahms, Bruckner und Hugo Wolf.

Das Werk im Feuer der Kritik

Alle bis 1936 erschienenen Gedichtsammlungen sind fast durchweg von der Kritik sehr günstig beurteilt worden. Literatur über Max Bruns existiert kaum bis auf einige treffende Charakteristiken seines Werkes durch

Freunde des Dichters in einem Sammelband (Max Bruns, sein Wesen und Werk. 1926). Auch die Literaturhistoriker haben sich nur wenig mit dem Werk von Max Bruns befaßt, Immerhin sind in der bekannten Literaturgeschichte von Soergel dem Dichter nahezu zehn Seiten gewidmet worden, aber auch in einem neueren Werk, in der Alkerschen Literaturgeschichte aus dem Jahre 1950, wird Max Bruns in seiner besonderen Eigenart kurz aber treffend gewürdigt; desgleichen in dem Buch von Bergenthal: „Westfälische Dichter“. Oft hielt man ihn für einen Dichter im Gefolge Dehmels, Georges oder Rilkes, manchmal stellte man ihn sogar über diese Dichter. Max Bruns nimmt in einem Brief Stellung zu derartigen Vergleichen: „es ist doch gewiß nicht zu übersehen, wie sehr ich den beiden, die Sie geringer schätzen: George und Rilke, verpflichtet bin. Schon neben ihnen zu stehen ist für den Dritten Ehre, und daran will ich mir selber genug sein lassen, wenn ich auch weiß, daß mein Ziel ein anderes ist, weil ich von anderer seelischer Artung bin als jene, naturverbundener gewiß als George und stärker in den Sinnen wurzelnd als Rilke, vielleicht mehr umgreifend als sie, — aber gewiß nicht stärker an seelischer Intensität als diese beiden im Gefühl und im Können so sehr Starken und imposant Ragenden! Zu vergleichen, um abzuschätzen und höher oder geringer zu werten, scheint mir völlig fruchtlos: Bewundern, was groß und stark und rein im Fühlen, Wollen und Können ist, — dankbar sein, wo über so ungeheurer Bemühung so große Gnade waltet: das scheint mir das einzig mögliche Verhältnis zu den großen schöpferischen Persönlichkeiten. Und ich darf sagen, daß ich tief dankbar bin, solchen Schöpfermenschen wie Dehmel, Mombert, George und Rilke in meinen Tagen begegnet zu sein. Zu den beiden ersten hatte ich einst — als ich mich dichterisch auszusprechen begann — persönliche Beziehungen, zu den anderen beiden dann schon nicht mehr.“

Versucht man nun mit der notwendigen Ehrfurcht und Liebe für die Dichtungen, das Werk von Max Bruns kritisch zu beurteilen, so stört wohl mancher barocke Zug. Manches Gedicht ist überladen und versperrt dem ungeduldi- gen Leser den Zugang zu den vielen gelungenen Gedichten. Diese Schwächen treten naturgemäß stärker bei der frühen Dichtung hervor. Hier und da finden sie sich auch noch in den späteren umfänglichen Gedichtsammlungen, verlieren sich dann aber immer mehr. Der Dichter selbst war sich dieser Mängel wohl bewußt, er war sein eigener schärfster Kritiker, um sein Werk in unermüdlichem Streben zu reinigen von den Schlacken, die ihm noch anhafteten. In dem Gedicht „Vor der Mündung“ gibt er eine Darstellung seiner dichterischen Entwicklung, wie er sich seiner frühen Begabung noch ohne Form gefreut habe, wie er dann eine Dichtung voller Klang, Glanz und Wucht schuf, aber mit dem Wachsen der Kräfte stolz, vermessen und geschwollen geworden sei, vergleichbar mit dem schwellenden, sich überschlagenden strudelnden Fluß vor der Mündung, bis er dann göltigen Gesetzen sich beugte, dem Strome gleich, der in das Meer mündet.

Vor der Mündung

Ich war die klare Frühe vor den Formen,
der luftge Tanz der tagverwehten Flocken,
wie sie des Baumes sanfte Blüte sät . . .

Erwachsend ward ich Wucht und Glanz der Glocken
und labte mich in festlichem Frohlocken
und meine Kunst ward reif und rund und spät . . .

Vermessen dann, gemästet zum Enormen,
das wohlbeschiedner Rede widerrät,
erschwoll ich überschlagend zum Barocken,
vor keines Strudels Wirbelwehr erschrocken,
noch steil gestaut, nur steigend sonder Stocken —:
Ein Schäumeschütteln von verschwungenen Wocken
hetzt rasche Rhythmen aus erhabner Flut
zu Kreiselwirbeln und verzopften Reimen,
die wild wie Flechten auf Verfallnem keimen,
erwachsend selbst aus der Verwesung Seimen,
gemenget mit allem Schwall — und Schallgeheimen,
das trübem Triebe nie Genüge tut . . .

Doch rasch verschwillt das unberatne Rasen;
kaum bleibt ein Treiben bleich zerplatzter Blasen, —
zu edlem Flusse sänftigt sich die Flut:
da das Gesetz, das im Geräte ruht
— Gesetz ruht im Geräte allerorten —
sich heilig aus der Sprache selbst erhebt
und über straffen, streng gemessnen Worten,
ein keuscher, immer wacher Wächter, schwebt.
Wie Stahl erblinkt des Stromes blaue Reine
und trägt den herben Hauch der heiligen Haine
die seine wanderselige Welle nährt
die Wolke wird zum wunderweißen Segel,
das flutbeglückt auf reiner Fläche fährt;
die Sonne streut die goldnen Feuerkegel
indes, entrückt nach ewig gültger Regel,
der mündge Strom im Meere sich verklärt.